



Der Zoodirektor erzählt

Zweite Folge . 75 Pfennig



Contax D - Aufnahmen: Wolfgang Ullrich (11), Kurt Wolf (2)

Druck: Union Verlag und Druckerei Dresden VOB III/9/19 1034/54 18 354 198

Der Zoodirektor erzählt

von Wolfgang Ullrich
Direktor
des Zoologischen Gartens
Dresden

Union Verlag und Druckerei Dresden VOB

Inhalt	Wie Tiere gefangen werden
	Zahme und wilde Zootiere
	Zuchterfolge im Dresdner Zoo
	Carla und ihre Ziege
	Warum wurde der afrikanische Elefant nicht gezähmt
	Tierliebe allein tut's nicht
	Hochsommer im Zoo
	Lang und dünn wie die Spinnen
	Gepanzerte Kriechtiere
	Alte Tierbücher und neue Forschung
	Seppl, der diebische Turmfalke
	Dies und das vom Känguruh
	Ausreißer
	Altern und Tod der Zootiere

Wie Tiere gefangen werden

Im vergangenen Jahrhundert kamen viele Wildtiere mehr oder weniger zufällig in die Zoologischen Gärten. Oft brachten Matrosen von ihren Überseefahrten exotische Tiere mit, die von Eingeborenen gefangen, gezähmt und zum Spiel in den Siedlungen gehalten worden waren, wo sie dann von einem Reisenden entdeckt und gekauft wurden. Mitunter brachten auch Forschungs Expeditionen seltene Exemplare der Tierwelt des von ihnen bereisten Gebietes mit, aber wer wollte sich schon die Mühe machen, ein junges Nashorn oder ein Antilopenkind aus dem Inneren Afrikas an die Küste zu befördern? Muß doch für die Wartung und sorgsame Pflege eines solchen Tieres ungeheuer viel Zeit aufgebracht werden, die manche Verzögerung um Tage, vielleicht sogar Wochen, für eine Forschungsreise bedeuten würde. Affen und Papageien lassen sich dagegen leichter transportieren und tauchten deshalb auch häufiger in den Menagerien des 19. Jahrhunderts auf.

Heute liegen die Dinge grundlegend anders. Tierfänger sind in allen Teilen unserer Erde tätig, um Wildtiere einzufangen, die von unseren Zoos benötigt werden. Im Kongogebiet Westafrikas wird der Fang der erst vor kurzem (1901) entdeckten Urwaldgiraffe, des Okapis, planmäßig betrieben. 25 Neger beschäftigt die mitten im tropischen Urwald liegende Fangstation. In ihrer Umgebung sind auf den Wechsell dieses scheuen Tieres insgesamt 250 Fanggruben angelegt, die täglich kontrolliert werden. Oft dauert es Monate, bis sich ein Okapi in einer solchen Grube gefangen hat. Viel häufiger geraten kleinere Tiere in diese Fanggruben. Sie werden freigelassen. Gleichzeitig aber muß der alte Zustand der Falle wiederhergestellt werden. Große Blätter werden herangeschleppt. Die Grube wird verdeckt und damit für das aufmerksame Auge des Okapis unsichtbar gemacht. Hat sich wirklich einmal ein Okapi gefangen, so wird rings um die Grube ein Kral gebaut. Durch Abschrägen einer Grubenwand

wird es dem Tier ermöglicht, seine Falle zu verlassen. Während sich das Tier im Kral befindet und seine erste Mahlzeit in Gefangenschaft erhält, bauen die Neger einen Laufgang, der bis zu einer Lichtung im Urwald führt, wohin ein Lastwagen gelangen kann. Oft ist dieser Gang Hunderte von Metern lang. Bis in die Höhe der Ladefläche des Wagens, die ebenfalls durch ein Gatter abgegrenzt ist, bauen sie eine Böschung, die es dem Tiere ermöglicht, bequem den Wagen zu ersteigen. Schon nach kurzer Zeit läuft das Okapi den Gang entlang. Das Lastauto bringt nun den Frischfang zur Eingewöhnungsstation. Dort werden die Okapis auf eine Ersatznahrung umgewöhnt und handzahn gemacht, ehe sie die weite Flußreise auf einem Dampfer zur Küste antreten. Das Okapi gehört zu den wertvollsten Tieren, die ein Zoo besitzen kann. — Mit der eigentlichen Giraffe verfährt man meist nicht so schonungsvoll. Jungtiere werden von reitenden Fängern mit der Stockschlinge eingefangen und in enge Transportkäfige gebracht, die durch ihre Enge verhindern, daß sich die scheuen Tiere verletzen. Auch hier findet der Transport mit Lastkraftwagen statt. Das Eingewöhnungslager liegt meist an der Küste.

Orang-Utans und Schimpansen, die beide bei Gefahr auf die Bäume flüchten — ja, der Orang verläßt die Bäume während seines Lebens kaum —, werden mit Netzen gefangen. Ist einer der behaarten Riesen entdeckt, so beginnen die Fänger rings um den Baum, den das Tier als Zufluchtsort gewählt hat, alle Vegetation abzuholzen, bis der Baum frei auf einer Lichtung steht. Dann folgt der schwierigste Teil der Arbeit. Auch der Baum, in dessen Krone sich der Affe verborgen hat, wird nun gefällt. Mit lautem Krach neigt sich der Stamm. Im gleichen Moment, wo das Tier auf den Boden fällt und meist durch den Sturz etwas benommen ist, springen die Fänger herbei und werfen ihm dicke Netze über den Kopf. Vergeblich versucht sich der Menschenaffe zu befreien und verstrickt sich dabei noch mehr in den Maschen des Netzes. An einen dicken Ast gebunden, wird das Tier ins Lager getragen.

Nashörner können nur im Kindesalter eingefangen werden. Hierbei wird es oft notwendig sein, das Muttertier abzuschießen, denn Nashörner bleiben, beinahe bis sie erwachsen sind, bei der Mutter. Die Mutter zu ersetzen, ist nach dem Fang die Hauptaufgabe des Fängers. Hat er Ziegen oder andere Haustiere bei sich, so ist das nicht schwer. Bald freundet sich der junge Dickhäuter mit den neuen Spielgefährten an, nimmt das ihm gereichte Futter und trinkt schließlich in gierigen Zügen aus der ihm dargebotenen Milchflasche.

Schlangen werden häufig mit Reusen oder Schlingen gefangen. Am leichtesten geht das, wenn diese Reptilien Beute gemacht haben. Träge liegen sie nun in ihrem Versteck und geben sich ganz der Verdauung hin. Ihre Angriffslust ist in dieser Zeit stark eingeschränkt. Richtet sich das Tier züngelnd auf, so gleitet auch schon die Schlinge über den Kopf, und einige beherzte Männer springen herbei, um den sich windenden Leib in einen Sack zu stecken.

Die größten Sorgen jedoch bereitet dem Fänger die Reise über den Ozean, denn neben den Strapazen der Schifffahrt müssen sich die Tiere an die Futterumstellung und die Klimaänderung gewöhnen. Wahrhaftig, unsere Zootiere haben ein abenteuerliches Leben hinter sich, ehe sie zu uns in den Garten gelangen. Das Leben in der Gefangenschaft aber wollen wir ihnen so angenehm wie möglich machen.

Zahme und wilde Zootiere

Wer die Ankunft unseres letzten großen Tiertransportes miterlebt hat, wird sich vielleicht darüber gewundert haben, daß beim Ausladen der Zebras die Zuschauer nicht an das Gehege herangelassen wurden und daß sich im Gehege entlang der Gitter Tierpfleger aufstellten. Was hatte das für einen Sinn? Wie die meisten unserer neuen Tiere, sind auch die Zebras Frischfänge, sie sind also erst seit kurzer Zeit in Gefangenschaft. Jedes Wildtier hat das Bestreben, vor dem Menschen zu fliehen, denn im Umweltbild der Wildtiere hat der Mensch Feindbedeutung. Es ist sehr häufig passiert, daß Zebras, Antilopen, Hirsche oder Giraffen, die in ein neues Gehege gesetzt wurden, die Flucht vor dem Menschen ergriffen, ins Gitter rannten und sich schwere, oft sogar tödliche Verletzungen zuzogen. Auch das Gitter ist für das Wildtier etwas Neues und Ungewohntes. In freier Wildbahn gibt es zwar Gestrüpp, dichtes Unterholz und Dornengebüsch, das ebenfalls den Weg versperrt, aber doch letzten Endes im Augenblick der höchsten Gefahr ohne Schaden für das fliehende Tier durchbrochen werden kann. Es ist wahrscheinlich, daß die Gitterstäbe im Umweltbild der Zootiere die Bedeutung eines derartigen, fast undurchdringlichen Gebüsches haben, denn immer wieder kann man erleben, daß besonders Jungtiere vom Besucher erschreckt fliehen und dabei ins Gitter springen. Hierin ist übrigens auch der Grund zu suchen, weshalb das Mitnehmen von Hunden in den Zoologischen Garten untersagt ist und weshalb auch jedes Auto innerhalb des Zoogeländes nur langsam fahren darf. Die Zootiere haben zwar zum größten Teil ihre Angst vor dem Menschen verloren, sie sind zahm geworden. Der Mensch hat für sie nicht mehr die Bedeutung eines Feindes. Aber diese Zahmheit besteht nicht gegenüber Hunden, Autos und anderen für sie ungewohnten Dingen. Was heißt es also, ein Tier zahm zu machen? Im Grunde genommen bedeutet es nichts anderes, als ihm die Fluchtreaktion zu nehmen. In der afrikanischen Steppe kann man sich einer Zebraherde etwa bis auf 200 Meter nähern, ehe die Tiere die Flucht ergreifen. Der Fluchtabstand der Zebras gegenüber den Menschen beträgt also 200 Meter. In Gebieten, wo diese Tiere nur selten mit Menschen zusammenkommen, mag er etwas kürzer, in anderen Gebieten, wo sie ständig gejagt werden, wird der Fluchtabstand größer sein. Gleichzeitig kann man dabei ein Gesetz feststellen: Je kleiner das Tier, um so kleiner auch der Fluchtabstand; je größer das Tier, um so größer auch der Fluchtabstand. Einer Eidechse, einer Kohlmeise, einem Wiesel kann man sich auf eine bedeutend kürzere Entfernung nähern als etwa einem Krokodil, einem Kranich oder einem Hirsch, wobei natürlich immer vorausgesetzt wird, daß der sich nähernde Mensch von dem Tier gesehen wird. Es ist somit eine der Grundaufgaben des Tierpflegers, seinen Zöglingen die Fluchtneigung zu nehmen, sie zahm zu machen. Gelingt ihm das nicht, so wird das Tier in einer ständigen Spannung leben. Es möchte vor den Besuchern fliehen, aber es wird durch das Gitter gehindert. So läuft es schließlich an der den Besuchern abgekehrten Gitterseite unruhig auf und ab. Aber auch aus anderen Gründen noch muß ein Zootier zahm sein. Man denke nur an den Krankheitsfall. Wie sollte das Tier behandelt werden, wenn es beim Nahen des Menschen ängstlich flieht. Unter diesen Gesichtsp-

punkten muß also auch die oft unüberlegte Forderung verschiedener Besucher, den Tieren riesige Freigehege zu geben, betrachtet werden. Wird es in solchen Freigehegen gelingen, das Tier zu zähmen? Wird es gelingen, im Falle der Krankheit, man denke nur an das Auftreten einer Maul- und Klauenseucheepidemie, die Tiere einzufangen und zu impfen? Zahnheit ist also auch hierbei die Voraussetzung. Vor allem aber: Ist nicht gerade der unmittelbare Kontakt zwischen Mensch und Tier das Reizvolle an einem Zoobesuch? Wieviel wertvolle Erziehungsarbeit durch diese Begegnung des Menschen, vor allem des Kindes, mit dem Tier geleistet wird, kann nur der begreifen, der bei seinem Zoobesuch Tiere und Menschen, vor allem aber Kinder, beobachtet. Ich erlebe diese Freude täglich, wenn ich am Gehege der Meerschweinchen vorbeigehe und die Kinder auf der niedrigen Umrandung sitzen sehe, ein Meerschweinchen auf ihrem Schoß, das sie ganz innig streicheln und an ihr Herz drücken, oder wenn ich die erstaunten Ausrufe der Kinder höre, die zum ersten Male unsere Schimpansen sehen: „Mutti, die haben richtige Hände und Augen wie Menschen“, dann muß jeder etwas fühlen von den großen Aufgaben, die dem Zoologischen Garten gestellt sind, die Liebe zu allem Lebendigen im Kinde zu wecken.

Wie bei den meisten Huftieren, liegt auch die Sicherung der Oryx-Antilopen gegenüber Feinden in der Flucht





Kurz nach der Geburt frißt die Steppen-Parkrindkuh die Fruchtblase des neugeborenen Kalbes auf

Zuchterfolge im Dresdner Zoo

In den letzten Wochen ist der Tierbestand unseres Zoologischen Gartens durch mehrere Geburten von Jungtieren ansehnlich bereichert worden. So wurde im Affenhaus unser Heinerle, ein Javamakaken-Kind, geboren. Die Eltern des kleinen Heinerle waren im Frühjahr zu uns gekommen und hatten sehr bald nach ihrer Ankunft Hochzeit gefeiert. Trug die Äffin vorerst noch sehr jugendliche Merkmale, so schwanden diese immer mehr und im Laufe der Tragzeit von sieben Monaten legte sie sich einen richtigen Backenbart zu. Als das frohe Ereignis eingetreten war, erwies sie sich auch sofort als eine gute Mutter. Sie drückte den kleinen

schwarzbehaarten Heinerle an ihre Brust und schützte ihn vor den Zugriffen des allzu stürmischen Papa. Seppl, so ist der Javamakaken-Mann getauft worden, versuchte immer wieder das kleine, zarte Geschöpf in seine Hände zu bekommen und wurde besonders aufdringlich, wenn Besucher vor dem Käfig standen, so daß wir uns entschließen mußten, wenigstens während der ersten Tage die Affenstation zu schließen.

Heinerle ist inzwischen älter und selbständiger geworden. Jetzt klettert er schon an den Gitterstäben hoch und stößt genauso, wie es seine Eltern auch tun, Warnlaute aus, wenn er über irgend etwas erschrickt.

Lange Zeit wurde auch die neugierige Frage gestellt, ob wohl die Rußköpfcchen, die Unzertrennlichen, wie diese Zwergpapageien auch genannt werden, Junge in ihrem Nistkasten haben. Tagelang haben sie emsig Weidenfasern in ihren Brutkasten getragen, und einige Wochen später schleppten sie auch Futter hinein. Später wollte eine Tierpflegerin piepsende Laute vernommen haben. Die Neugier mußte noch viele Tage bezwungen werden. Endlich aber wurde uns der Beweis gegeben, daß unsere Vermutung den Tatsachen entsprach. Eines Tages schaute ein kleiner roter Schnabel aus dem Schlupfloch heraus, später sogar ein zweiter. Seit drei Tagen sind die kleinen Rußköpfcchen aus ihrer Nisthöhle herausgekommen und werden, für jeden Besucher sichtbar, von den Eltern gefüttert. Und trotzdem schleppen die erwachsenen Vögel immer noch Futter in ihren Kasten. Sollte dort drinnen etwa noch ein Junges hocken? Wahrhaftig, ein dritter roter Schnabel schaut aus dem Loch heraus. Ein Nachzügler, der sich noch nicht wagt, das warme Bett zu verlassen.

Aber auch im Aquarium ist ein beachtlicher Zuchterfolg zu verzeichnen. Erstmalig seit Kriegsende ist es in der DDR gelungen, die herrlich gefärbten großen Zierfische vom Amazonas, die Pfauenaugenbuntbarsche, zu züchten. Über 700 Jungfische konnten schon aufgezogen und gegen andere wertvolle Zierfische eingetauscht werden. In wenigen Tagen werden auch einige dieser Buntbarsche nach Budapest in das dort neu-erstandene Aquarium reisen.

Die Besucher eines Zoologischen Gartens werden sich kaum vorstellen können, wie schwierig es ist, Wildtiere in Gefangenschaft zu züchten. Will man z. B. eine Ehe zwischen Graugänsen erreichen, so ist dafür die Voraussetzung, daß die beiden Partner keine Geschwister sind, nicht in der gleichen Herde aufgewachsen sind, daß die männliche Graugans älter als das Weibchen ist und in der Rangordnung der Herde über ihm steht.

Eine große Rolle spielt auch die Zucht von Mischlingen zwischen verschiedenen Haustierrassen, zumal sie praktische Bedeutung hat. Vor einigen Wochen brachte unsere Mischlingskuh, deren Eltern väterlicherseits zum englischen Parkrind und mütterlicherseits zum ungarischen Steppenrind gehörten, ein Junges zur Welt, das im Gegensatz zu dem im vorigen Jahr geborenen Kalbe seinen Eltern in starkem Maße ähnelt. Wir hatten schon mehrere Tage auf dieses Ereignis gewartet. Eines Morgens legte sich die Kuh nieder und nach wenigen Sekunden hatte ein kleines „Bullkalb“ das Licht der Welt erblickt. Die Mutter leckte das Kleine trocken, und indem sie die Fruchtblase auffraß, bewies sie, daß selbst Pflanzenfresser mitunter zu Fleischfressern werden können. Jetzt aber galt es vor allem auf das Vatertier zu achten, denn der in seinen Körperformen an einen Auerochsen erinnernde Kreuzungsbulle ver-

suchte immer wieder in die Nähe seines eben geborenen Sohnes zu gelangen, was ihm jedoch durch einen Tierpfleger verwehrt wurde. Bereits nach 15 Minuten machte das Kalb die ersten Versuche, sich aufzustellen. Nachdem es mehrere Male nach vorn umgekippt und in die Knie gegangen war, gelang das Unternehmen. Es stand, wenn auch noch wackelig, so doch auf eigenen Beinen. Sofort begann es auch am Körper der Mutter nach der Milchquelle zu suchen. Immer wieder muß es uns überraschen, daß die Jungtiere schon nach wenigen Minuten über eine große Selbständigkeit verfügen, im Gegensatz zum Menschen, der als ein hilfloses Geschöpf geboren wird und noch viele Jahre auf die Pflege seiner Eltern angewiesen ist. Besondere Schwierigkeiten traten jedoch auf, als im vorigen Jahr mitten im Winter 10 Chamäleons geboren wurden, die leider nicht von ihren Eltern ernährt werden, sondern selbst auf die Jagd nach kleinen Insekten gehen müssen. Durch Funk und Presse baten wir damals die Dresdner Bevölkerung, uns Blattläuse oder kleine Fruchtfliegen zu bringen. Aber vergeblich. Die kalte Jahreszeit hatte alle Insekten vernichtet oder in ihre Schlupfwinkel getrieben, so daß unsere Chamäleonkinder leider nach wenigen Tagen eingingen. Unsere Enttäuschung konnte nur wenig durch die Tatsache gemildert werden, daß es bisher noch nicht gelungen ist, junge Chamäleons aufzuziehen.

Carla und ihre Ziege

Es wäre unhöflich, würde ich mich nicht im Namen unserer Carla für die von der Dresdner Bevölkerung so zahlreich überbrachten Neujahrswünsche bedanken. Sogar ein Geschenk ist eingetroffen, ein Leierkasten. Leider ist er viel zu klein für unsere etwa 45 Zentner schwere Carla. Ein Junge hat ihn seiner Elefantenfreundin geschenkt. Natürlich haben wir auch für diesen kleinen Spielzeugleierkasten Verwendung. Unsere Rhesusaffen werden ihn im Sommer den Zoofreunden vorführen. Leider ist also der Leierkasten, den sich Carla erträumte, bis jetzt noch nicht aufzutreiben gewesen. Vielleicht, liebe Tierfreunde, hat doch noch jemand von Euch ein solches Instrument ungenutzt in einer Bodenkammer stehen. Wollt Ihr einmal nachschauen?

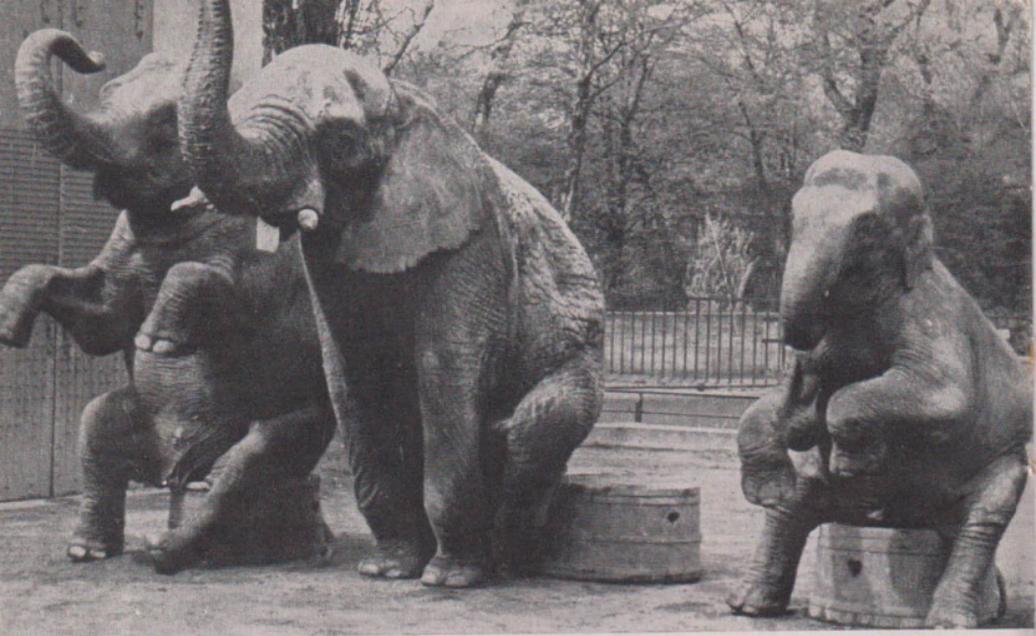
Nun ist Carla, die indische Elefantenkuh, schon einundeinhalbes Jahr in Dresden. In dieser Zeit hat sie nicht nur allerhand gelernt, sondern auch erlebt. Sie war schon einmal ernstlich krank. Das war kurz nach ihrer Ankunft. Eine schwere Erkältung hatte sie gepackt. Das Fieber stieg von Tag zu Tag. Auch das alte Hausmittel für Elefantenkrankheiten, eine Flasche Schnaps, half nichts. Sie trank zwar die ganze Flasche Weinbrand in einem Zuge aus, aber eine Wirkung war nicht zu verspüren. Natürlich wurde sie auch keineswegs betrunken, denn was ist schon eine Flasche Alkohol für ein Elefantenfräulein. Schließlich, als sogar eine Rüssel lähmung eintrat, riefen wir einen Tierarzt aus Leipzig, einen Spezialisten für Elefantenkrankheiten. Er hat unserer Carla Injektionen in die dünnste Stelle der Haut dicht hinter dem Ohr gegeben. Seit dieser Be-

handlung besserte sich der Zustand von Stunde zu Stunde, und nach zwei Tagen war Carla wieder munter wie zuvor. Man kann es einem Elefanten leicht ansehen, wenn er ernstlich erkrankt ist. Meist steht er ruhig auf einem Fleck und läßt den Rüssel zu Boden hängen. Dann wird es Zeit, das Fieber zu messen.

Daß unsere Carla, wenn sie angekettet ist oder wenn es ihr an Beschäftigung mangelt, mit dem Kopf schüttelt, ist keineswegs ein Zeichen innerer Organschäden, wie viele meinen. Jeder Elefant hat so eine Gewohnheit. Bei den meisten Zirkuselefanten kann man beobachten, wie sie von einem Bein auf das andere treten und dabei mit ihren Riesenleibern hin- und herschwanken. Andere wieder schaukeln nur mit dem Kopf. Man ist sich sogar noch nicht im klaren darüber, ob Elefanten nicht auch in freier Wildbahn diese stereotypen Bewegungen ausführen. Auch wir Menschen beginnen mit den Beinen zu wackeln oder mit den Fingern zu spielen, wenn uns irgendeine Sitzung zu lange dauert oder wir auf irgend etwas warten müssen. Keiner würde uns deshalb für verrückt erklären und keinem würde es einfallen, uns deshalb als „Wackler“ oder „Zitterer“ zu bezeichnen, wie es unlängst ein Schriftsteller getan hat. Er nannte unsere Carla einen „Schüttler“.

Es ist in Dresden schon seit Jahrzehnten üblich, den Elefanten Ziegen beizugesellen, und nicht nur im Dresdner Zoo. Aber warum wohl? Das ist nicht schwer zu erraten, wenn man das Leben des Elefanten in freier Wildbahn kennt. Er ist ein Herdentier. Er ist es gewohnt, viele Artgenossen um sich zu haben. Die Ziege ist also Ersatz für den bis jetzt noch fehlenden Artgenossen. Sie sorgt für Abwechslung. Jeder Besucher unseres Zoos, der einmal die beiden ungleichen Partner spielen sah, wird gestaunt haben, mit welcher Dreistigkeit die Ziege immer wieder gegen die Säulenbeine des Elefanten stößt und mit welcher Zartheit der Rüssel über ihren Körper gleitet. Sie läuft dem Riesen zwischen den Beinen durch, springt unter dem Rüssel durch und darf sich wahrhaftig alles erlauben. Es hat eine lange Zeit gedauert, bis diese Freundschaft geschlossen wurde. Carla hatte sich nämlich mit dem Steppenrind-Bullen angefreundet, der neben ihr im Elefantenhaus untergebracht ist. Sie stellte sich so weit als möglich an den Grabenrand und langte mit dem Rüssel zu ihrem Freund hinüber. Dabei scheuerte sie den Putz von der Wand, und schließlich bröckelten sogar die Ziegel heraus. Als wir ihr dann die Ziege zum erstenmal in ihr Gehege brachten, wollte Carla gar nichts von ihr wissen, sie quietschte ängstlich und verdrückte sich in die äußerste Ecke. Als sie aber von ihrem Wärter am Ohr gefaßt und zur Ziege hingeführt wurde, begann sie tief zu kollern und senkte ihr massiges Haupt, kurz es war in der ersten Zeit nichts zu machen. Bald aber gewöhnten sich die beiden aneinander, und jetzt ist die Ziege so heimisch im Elefantenhaus, daß sie teils zwischen den Besuchern, teils im Elefantengehege herumläuft. Kommt wirklich einmal, was glücklicherweise selten ist, eine „Unfallmeldung“ aus dem Elefantenhaus, dann ist der Schuldige nicht der Elefant, sondern die Ziege. Sie hat, während die Besucher Carla fütterten, ihnen das Kleid angefressen.

Weil ich schon etwa 250mal angerufen und gefragt worden bin, wie lange der Elefant trägt, sei es hier noch einmal vermerkt: 20 bis 22 Monate. Für unsere Carla kommt das natürlich noch nicht in Frage: sie ist ja erst neun Jahre, und zwölf möchte sie schon sein, ehe sie ans Heiraten denken darf.



Im Dresdner Zoologischen Garten wurde Jumbo (Mitte), der afrikanische Steppenelefant, dressiert und vorgeführt. Heute bewohnt Carla, die indische Elefantenkuh, dasselbe Gehege und erfreut ebenfalls die Besucher durch ihre Kunststücke

Warum wurde der afrikanische Elefant nicht gezähmt?

In den letzten Wochen sind Handwerker von früh bis abends im Elefantenhaus tätig, um Carlas Wohnung zu renovieren. Grüne Fliesen ziehen sich über die Innenwände des Hauses und garantieren größte Sauberkeit. Großdarstellungen beherrschenden Inhalts werden angebracht, kurz gesagt, das Elefantenhaus soll ein Gesicht bekommen, wie wir es jedem Tierhaus wünschen. Es ist verständlich, daß ich bei den Führungen eine besonders lange Zeit im Elefantenhaus verbringe, bieten doch gerade diese Dickhäuter so unendlich viele Möglichkeiten, biologische Probleme und Gesetzmäßigkeiten anschaulich zu machen. Dabei wird sehr oft eine Frage gestellt: Warum wurde der afrikanische Elefant nicht gezähmt?

So leicht ist diese Frage nicht zu beantworten. Es muß vorerst festgestellt werden, daß die Neger Afrikas nur sehr wenige Wildtiere zu Haustieren gemacht haben, viel weniger als die asiatischen Völker. Watussirind, Hauskatze und Perlhuhn sind die afrikanischen Haustiere, die durch die Eingeborenen dieses Erdteils gezähmt wurden. (Ja — unsere Hauskatze stammt von der afrikanischen Falbkatze ab und nicht, wie viele meinen, von der europäischen Wildkatze.) Aber es müssen auch einmal afrikanische Elefanten gezähmt worden sein, wie es uns die römische Geschichte

berichtet. Es muß festgestellt werden, daß die Römer auch indische Elefanten kannten, die durch Alexander nach Macedonien, durch Antiochus nach Syrien und durch Pyrrhus nach Italien kamen. Daneben aber wurden auch afrikanische Elefanten als Kriegstiere verwendet. Sie entstammten einer Elefantenfangstation, die Philadelphus, der zweite Ptolemäer, etwa drei Jahrhunderte vor Christus in Ägypten geschaffen hat. Noch heute beweisen uns römische Münzen diese Behauptung. Auf manchen Münzen sind afrikanische Elefanten dargestellt, auf deren Rücken ein Reiter mit dem bekannten Elefantenhaken in der Hand sitzt. Aus alten Berichten wissen wir darüber hinaus, daß sich in Karthago Stallungen befanden, die geeignet waren, 300 Elefanten aufzunehmen. Die größte Leistung jedoch war es, diese Tiere bis nach Norditalien zu bringen, sie durch den Winter der Alpen, durch Schnee und Eis zu führen. Allerdings blieb nach diesem Unternehmen nur einer der 40 afrikanischen Elefanten übrig, aber Hannibal ließ Ersatz kommen; es traten 40 weitere Elefanten die Reise nach Italien an.

Auch in unserer Zeit ist mehrmals der Versuch unternommen worden, den afrikanischen Elefanten zu zähmen. Vorher jedoch wurden indische Elefanten nach Afrika eingeführt. Neuerdings das erstemal wieder 1867. Damals mußten diese Elefanten auch Kanonen schleppen. England machte eine Abessinien-, „Expedition“. Von den 44 indischen Elefanten kamen 39 wieder in ihr Heimatland zurück. Noch weitere Versuche, indische Elefanten einzuführen, wurden unternommen, jedoch stets mit negativem Erfolg. Längere Zeit hielten sich diese Tiere in Afrika nicht. So wurde endlich mit der Zähmung des afrikanischen Elefanten begonnen. Ursprünglich sollten zum Einfang der wilden Elefanten zahme indische Arbeitselefanten verwendet werden, was aber aus den oben angegebenen Gründen scheiterte. Dann wieder wurde durch Erschießen des Muttertieres der Versuch gemacht, das Jungtier zu fangen. Aber auch das ist nicht leicht, denn Elefanten sind Herdentiere und nehmen sich der verwaisten Jungen an. Schließlich ist man im Kongogebiet auf eine Methode verfallen, die sich bewährt hat. Die Elefantenfänger schleichen sich an eine Herde an, sprengen durch Geschrei und Lärm die Herde auseinander und treiben dabei die Jungtiere von der Herde hinweg, um ihnen im geeigneten Augenblick Seile um die Beine zu werfen und sie am nächsten Baum festzubinden. Dort bleiben sie oft einige Tage stehen, bis sie sich beruhigt haben. Dann werden zahme Elefanten herangeführt, die den Wildfang in die Mitte nehmen und ihn zum Fanglager führen, wo er wieder angekettet und nun langsam an die ungewohnte Nähe des Menschen gewöhnt wird. Ähnlich also, wie es auch in Indien gehandhabt wird, nur daß dort die ganze Elefantenherde, gleich ob jung oder alt, in einen großen Kral getrieben wird. Hat sich der Elefant etwas eingewöhnt und nimmt Futter vom Menschen an, so beginnt die eigentliche Zähmung. Leider haben sich jedoch die afrikanischen Elefanten als Arbeitstiere nicht bewährt. Der Futterverbrauch eines ausgewachsenen afrikanischen Elefanten, der 3,50 Meter hoch und 80 Zentner schwer werden kann, ist so groß, daß die meiste Zeit des Tages mit dem Herbeischaffen des Futters oder mit dem Auf-die-Weide-führen der Dickhäuter vergeht. Mit diesen Zähmungsversuchen wurde in Api im Kongogebiet um die Jahrhundertwende begonnen. 1901 waren drei, 1902 waren neun und 1903 bereits fünfzehn Elefanten gezähmt. Heute sind in der Fangstation im Kongo-

gebiet meist über fünfzig Tiere zu finden. Hoffen wir, daß aber auch dem Aussterben des afrikanischen Elefanten ein Hindernis gesetzt wird. Es ist beinahe unglaublich, wenn man die Abschlußziffern vergangener Jahre hört. So wurden von 1879 bis 1883 65 000 afrikanische Elefanten erlegt und das — wegen ihres Elfenbeines.

Auch der Dresdner Zoologische Garten hat in den Vorkriegsjahren einen afrikanischen Elefanten, Jumbo, besessen und den Versuch unternommen, ihn mit einer indischen Elefantenkuh zu kreuzen. Trotzdem beide mehrmals Hochzeit gefeiert haben, ist doch nie ein Jungtier geboren worden. Hoffen wir, daß auch diese Versuche in Dresden bald wieder fortgesetzt werden können.

Tierliebe allein tut's nicht

In den letzten Tagen war im Anzeigenteil der Dresdner Zeitungen unter der Überschrift Stellenangebote auch eine Annonce des Zoologischen Gartens zu finden: Tierpfleger gesucht. Zahlreich und oft grundverschieden waren die Bewerber, die sich in der Verwaltung des Zoologischen Gartens gemeldet haben. Ebenso verschieden aber auch sind die Vorstellungen, die man über den Tierpflegerberuf hat. Manche glauben, daß die Arbeit des Wärters nur aus dem Säubern der Stallungen und Gehege sowie dem Abfüttern der Tiere besteht. Andere wiederum meinen, daß ihre große Zuneigung und Liebe zum Tier genügt, um diesen Beruf auszufüllen, und nicht selten melden sich Zierfischliebhaber oder Kaninchenzüchter, die dann erstaunt sind, wenn sie hören, daß auch körperlich schwere Arbeiten von ihnen verlangt werden müssen, wie etwa das Tragen gewichtiger Futtersäcke oder das Schieben schwerbeladener Karren. Nein, die Tierliebe allein genügt nicht, denn allzuleicht verlischt das Flämmchen der Begeisterung unter der Wirkung der harten und oft schmutzigen Tätigkeit. Auch eine gewisse Fertigkeit in handwerklichen Dingen muß von einem guten Tierpfleger erwartet werden, denn in dem Moment, wo die Gefahr des Ausbruchs eines Tieres, vielleicht sogar eines Löwen, Bären, Büffels oder Elefanten besteht, muß sofort gehandelt werden, und es kann keinesfalls gewartet werden, bis der herbeigerufene Schlosser oder Tischler eintrifft. Drei Jahre etwa dauert die Zeit der Ausbildung. In dieser Zeit muß der neue Wärter sämtliche Reviere des Zoologischen Gartens nacheinander durchlaufen. Oft wird dabei auch sein Mut und auch seine Geistesgegenwart auf die Probe gestellt. Ein guter Tierpfleger wird von dem Tier als Artgenosse betrachtet. Bis er sich aber diese Stellung errungen hat, dauert es oft eine ganze Zeit. Die meisten Herdentiere haben eine Rangordnung in ihrem Rudel ausgebildet. Diese Rangordnung wird durch harte Kämpfe ausgefochten. Verpaßt es zum Beispiel der Elefantenwärter, sich gegenüber seinem Pflegling durchzusetzen und zeigt er ihm nicht, daß er der Überlegene ist, so muß er dieses Versäumnis eventuell mit seiner Gesundheit oder gar mit seinem Leben bezahlen. Als es galt, für unsere Elefantenkuh Carla einen Wärter zu finden, der den Elefantenpfleger während des Urlaubes vertreten sollte, wäre dieses Experiment beinahe tragisch verlaufen. Carla schlug mit dem Rüssel nach dem Mann, der sich bei an-

deren Großtieren durchaus bewährt hatte, versuchte ihn gegen die Wand zu drücken, und eines Tages gelang es ihr sogar, ihn mit dem Rüssel zu packen und zu Boden zu schleudern. Geistesgegenwärtig rollte sich der Tierpfleger blitzschnell zur Seite und entging so der großen Gefahr, unter die Säulenbeine des 40 Zentner schweren Riesens zu geraten. Da sich die meisten Tiere gegenüber ihren Artgenossen anders verteidigen als ihren natürlichen Feinden gegenüber, ist es dem Wärter auch möglich, festzustellen, ob er als Feind oder als Artgenosse angesehen wird. Stößt eine Giraffe mit dem Kopf nach ihrem Pfleger, so ist das eine Verteidigungsform, die von den Giraffenbullen bei den Brunstkämpfen angewendet wird, und somit kann auch der Tierpfleger feststellen, daß er als Artgenosse gilt. Schlägt die Giraffe aber mit den Hufen nach ihm, so kann er daran erkennen, daß er als Feind betrachtet wird, denn ebenso wird auch in freier Wildbahn der Löwe abgewehrt. Aber nicht nur mit Raubtieren, Elefanten und anderen Großtieren ist es gefährlich zu arbeiten, sondern auch vor den kleinen Bewohnern unserer Gehege, Käfige und Behälter muß sich der Tierpfleger vorsehen. Giftschlangen, Vogelspinnen und andere Gifttiere wollen ebenso ihren sauberen Käfig haben und gefüttert werden wie jedes andere Tier. Zwar werden bei der Betreuung dieser Tiere alle Vorsichtsmaßnahmen getroffen, aber trotzdem bleibt es ein Risiko, mit ihnen umzugehen. Kann doch der Biß der Sandvipere tödlich verlaufen, und der Biß einer Vogelspinne bringt oft vier Wochen Krankenhausaufenthalt ein, verbunden mit Fieberanfällen und Herzkrämpfen. Das Gift der indischen Brillenschlange, die in den nächsten Tagen auch in unser Terrarium einziehen wird, kann binnen weniger Minuten zum Tode führen.

Natürlich kann auch die Frau in diesem Beruf ihren „Mann“ stehen. Ja, im Vogelhaus, wo es auf die feinsten Mischungen des Futters ankommt und die Pflege der zarten gefiederten Vertreter der exotischen Tierwelt mit großer Behutsamkeit und Ruhe vorgenommen werden muß, weil die Vögel scheu und ängstlich sind, hat gerade die Frau gezeigt, daß sie

Die künstliche Aufzucht von Jungtieren ist eine der vielen Aufgaben, die ein Tierpfleger im Zoo hat



sich besonders gut eignet. Auch Menschenaffen, die möglichst im frühen Kindheitsalter in die Gefangenschaft gebracht werden, in einer Zeit also, da sie noch den Klammertrieb haben und ständig von der Mutter herumgetragen werden wollen, finden in der Tierpflegerin häufig eine verständnisvolle Ersatzmutter. Und im Tierkinderzoo, der am Tage des Kindes in Dresden wieder eröffnet wird, ist die Frau geradezu unentbehrlich, denn hier gilt es nicht nur Tierkinder zu pflegen, sondern auch die mit ihnen spielenden Menschenkinder zu beaufsichtigen und sie zur Liebe zum Tier zu erziehen. Wahrhaftig, vielseitig und abwechslungsreich ist der Beruf des Tierpflegers.

Hochsommer im Zoo

Es ist Badezeit, nicht nur für die Menschen, auch für die Tiere. Der Wasserbüffel liegt stundenlang in seinem Wasserbecken, taucht hin und wieder mit seinem massigen Schädel unter Wasser, legt sich auf die Seite und wälzt sich im kühlen Naß. Auch in seiner tropischen Heimat, in Indien,



*Auch in freier Wildbahn
liegen die Wasserbüffel tagsüber
gern im Wasser*

*An den heißen Sommertagen
nimmt die Hirschkuh mit ihrem Kalb
gern ein Schlammbad in der Suhle*



trifft man tagsüber die wilden Wasserbüffelherden im Fluß stehend an, und erst wenn die Sonne sinkt, treten sie an Land, um zu weiden. Auch unsere Rhesusäffchen haben in ihrem Affenparadies eine Baderanne — man kann auch Planschbecken dazu sagen — eingebaut bekommen. Die ganze Rhesusaffen-Freianlage wurde renoviert, eine neue Zementschicht eingezogen, die durch Bombenschaden entstandenen Löcher ausgefüllt und vor allem neue Kletterbäume eingesetzt. Einige Wochen waren also neben den Rhesusaffen auch Maurer in der Freianlage zu sehen, die in der ersten Zeit ihrer Arbeit hin und wieder — manchmal vielleicht auch etwas ängstlich — zu den Affen hinüberschauten, sich aber sehr bald an die vierhändigen Gesellen gewöhnten. Nur einmal entwich ein Affe über die Leiter, die ein Maurer angelegt hatte, um aus dem „Paradies“ zu steigen. Es ging blitzschnell: am kletternden Menschen vorbei, auf die Umfassungsmauer und von dort auf eine Kastanie. Zwischen

den großen Blättern hindurchschauend, saß der Affe und äugte auf das „verlorene Paradies“ hinab, in dem sich seine Herdenkollegen tummelten. Manchmal stieg er auch von seinem luftigen Sitz herab, hockte sich auf die Umfassungsmauer und schaute dem Treiben seiner Artgenossen zu. Nahte sich aber ein Maurer, so sprang er sofort wieder auf den Baum hinauf. Die Entscheidung, zurück zur Herde oder nicht, mag diesem Affen — es war eine „Sie“ — nicht leicht gefallen sein, denn diese Rhesusaffen steht innerhalb der Rangordnung unserer Rhesusaffenherde an letzter Stelle. Das heißt, daß sie von allen und jedem tyrannisiert werden könnte, ohne daß sie sich wehrt. Sie darf nur dann an den Futtertrog heran, wenn die anderen sich sattgefressen haben. Als sie zum zweitenmal auf der Umfassungsmauer saß, ergriff ein danebenstehender Besucher die günstige Situation und schob sie über die Mauer hinweg ins Paradies zurück. Am nächsten Tag war das Affenbad fertiggestellt. Sofort wurde es auch ausgiebig benutzt. Zuerst wagten sich die Halbwüchsigen in das Bad. Zur Freude aller anwesenden Besucher schwammen sie eine Runde und entstiegen pudelnaß dem Freibad.

Wenn die Sonne heiß herniederbrennt, liegen die Löwen träge in der Sonne und schlafen. Auch die drei Junglöwen, die sich in unserem Löwenkindergarten befinden, benutzen die drückende Mittagshitze, um eine Ruhepause einzulegen. An den kühlen Tagen jedoch sind sie überaus lebhaft und spielen den ganzen Tag miteinander. Auch in Afrika sollen, wie die Neger berichten, die Löwen an den kühlen und feuchten Tagen, die der Regenzeit vorausgehen, besonders munter sein, und größte Vorsicht ist dann bei einem Jagdausflug geboten. Nicht so ganz streng an die Jahreszeit ist Robert, unser Rothirsch, gebunden. In den letzten Tagen nämlich begann er seinen Brunstschrei ertönen zu lassen, und das ist etwas sehr früh für den Rothirsch. Es geschah zum erstenmal, als ihm eine zweite Hirschkuh zugesellt wurde, die wir gegen seinen vorjährigen Sohn eingetauscht hatten. Sie war vorerst noch etwas scheu und den Anblick der Menschen aus nächster Nähe nicht gewöhnt, hat sich inzwischen aber gut eingewöhnt und wird hoffentlich im nächsten Jahr mit dazu beitragen, unser Hirschrudel um Jungtiere zu vergrößern.

Der Hochsommer bringt uns auch viele Jungtiere. Vor einigen Wochen wurden in zwei aufeinanderfolgenden Tagen von zwei verschiedenen Müttern zwei Steppenrinder geboren, die heute schon mit ihrer Mutter durchs Gehege wandern. Das eine ist dunkelbraun wie seine Großeltern, das andere zeigt silbergraue Haare auf dunklem Grund. Interessant, wie diese Nachkommen von Bastarden — die Eltern und Großeltern sind aus einer Kreuzung zwischen englischem Park- und ungarischem Steppenrind hervorgegangen — so verschiedenartig in der Farbe des Felles sein können. Am meisten aber wird die Sonne von den stark wärmebedürftigen süd-amerikanischen Affen geliebt. Micky, der Wollaffe — ein selten großes Tier — legt sich, wenn er in seinen Affenkäfig gelassen wird, auf den höchsten Kletterast und läßt sich die wärmenden Strahlen der Sonne auf seinen Pelz brennen. Nur manchmal unterbricht er seine Sonnenbäder, um sich am Schwanz aufzuhängen und hin und her zu schwingen. Das kann ihm in dieser meisterhaften Art kein anderes unserer Zooaffen nachmachen.

Auch die großen Gänsegeier fangen die Sonnenstrahlen auf. Die Flügel weit ausgebreitet, sitzen sie auf ihren Felsen und wenden sich der

Sonne zu. Das Fleisch, das der Wärter ihnen in den Flugkäfig gelegt hat, beachten sie kaum. Nur wenn es Abend wird, kommen sie von ihren Felsen heruntergeflogen, um nun gemeinsam die Mahlzeit zu verspeisen. Ein ähnliches Bild erwartet uns bei den Fischreihern, die ebenfalls, ihre Flügel halb geöffnet, am Wasser stehen und die Sonne sich aufs Gefieder scheinen lassen.

Im Freilandterrarium liegen die Kreuzottern flach ausgebreitet auf dem sonnenbeschienenen Sand, den sie allerdings mit dem Schatten vertauschen, wenn die Sonne im Zenit steht. So suchen viele Tiere Licht und Wärme.

Lang und dünn wie die Spinnen

Manche Menschen haben eine besondere Vorliebe für Hunde und können ohne ihren treuen vierbeinigen Begleiter kaum auskommen. Andere wieder haben ihre Zuneigung den Katzen geschenkt und halten sie für die „klügsten und weisesten Geschöpfe“, die es in der Tierwelt gibt. Ich habe wohl in dieser Beziehung einen sehr ausgefallenen Geschmack: ich liebe die Affen. Chico, ein kleiner Kapuzineraffe aus den Urwäldern Brasiliens, war der erste vierbeinige Vertreter der Tierwelt, der mein Arbeitszimmer mit mir teilte. Später zogen Jacki und Tschita in meine Wohnung als Untermieter ein. In der Zwischenzeit kamen auch einmal für wenige Wochen drei Halbaffen, Zwerggalagos aus Südafrika, zu mir, und vor wenigen Wochen nahm ich Max und Moritz, die beiden Klammeraffen aus Südamerika, mit als „Familienmitglieder“ auf.

Das war ein großes Ereignis, denn Klammeraffen gehören zu den zoologischen Seltenheiten in unseren Tiergärten, sind sie doch sehr empfindliche Pfleglinge. Das ist nicht verwunderlich, denn ihre Heimat sind die feuchtheißen tropischen Urwälder Südamerikas. An diese Umwelt haben sie sich auch wunderbar angepaßt. Ihre Hand ist zu einem richtigen Kletterhaken geworden, Sie besteht nur noch aus vier Fingern, der fünfte, der Daumen, ist zurückgebildet. Dafür aber haben sie in ihrem Greifschwanz eine fünfte Hand entwickelt. In jeder Lebenslage und bei jeder Bewegung faßt der lange dünne Schwanz nach irgendeinem Gegenstand, um sich festzuklammern. Seine Spitze ist innen unbehaart und trägt Tastpolster, die mit empfindlichen Nerven ausgestattet sind und einen festen Halt garantieren. Aber der Greifschwanz ist noch zu tausenderlei anderen Dingen zu gebrauchen. Wenn meine Frau das Affenzimmer scheuert, dann kommt Moritz, der kleinere, aber auch flinkere von beiden Affen, heran, und weil ihm das Trinken des Seifenwassers wiederholt verboten wurde, taucht er von weitem den Schwanz in den Eimer, um ihn sofort über die weit herausgestreckte Zunge gleiten zu lassen und das begehrte Seifenwasser abzulecken.

Wir haben sie deshalb Max und Moritz getauft, weil ihnen — genauso wie den beiden Lausbuben, die der Feder des Meisters Wilhelm Busch entsprungen sind — die Haare nach links und rechts abstehen und auf der Scheitellinie einen kleinen Kamm bilden. Spinnenartig lang sind Arme und Beine, spinnenartig dünn sind die langen Finger.

Als sie zu uns kamen, waren sie über und über mit Läusen besetzt. Wir kauften ein Bekämpfungsmittel, Denix. So wurden sie von oben bis unten mit dem Pulver eingepudert. Der Erfolg stellte sich sehr bald ein: in wenigen Tagen war keine lebende Laus mehr an ihrem Körper zu finden. Manchem wird beim Lesen dieser Zeilen ein leichtes Gruseln über den Rücken laufen, und er wird die Frage aufwerfen, ob diese Läuse nicht auch den Menschen befallen. Nein — nicht für längere Zeit. Wahrscheinlich schmeckt ihnen Menschenblut eben doch nicht so gut wie das Blut der Klammeraffen.

Unsere beiden Lieblinge sind es gewöhnt, den ganzen Tag über Nahrung aufzunehmen. Große Pausen zwischen den Mahlzeiten mögen sie nicht, ist doch ihre Verdauung eine sehr schnelle. Deshalb halten wir nicht an bestimmten, zeitgebundenen Mahlzeiten fest, sondern füttern oft, dafür aber kleinere Mengen. Natürlich erhalten sie vorwiegend Früchte, möglichst Bananen und Apfelsinen. Aber auch Äpfel, Birnen, Pflaumen und vor allem Tomaten essen sie mit besonderer Vorliebe. Mehlwürmer gehören mit zu ihren Spezialitäten, dürfen jedoch nur in kleinen Mengen verfüttert werden. Sehr bald haben sie gelernt, Hühnereier auszutrinken, und grüner Salat wird gierig verschlungen. Viel Abwechslung ist die Hauptsache. Ist nach der Mahlzeit das Mündchen beschmutzt, so wird es fein säuberlich an Zweigen, Ästen, Besenstielen oder Gitterstangen abgewischt. Wie die meisten Breitnasenaffen — so werden alle Südamerikaaffen genannt, weil sie im Gegensatz zu ihren Verwandten der Alten Welt eine breite Nasenscheidewand besitzen — stoßen sie in freudiger Erregung beim Anblick des Futters hohe zwitschernde Laute aus, die sehr stark an Vogelstimmen erinnern. Das gleiche tun auch unsere Kapuzineraffen und Micky, unser Wollaffe, der ebenfalls einen Greifschwanz besitzt, an dem er sich aufhängt und mit besonderer Lust herum-schwingt. Micky läßt mitunter einen seltsamen, hohen Schnalztönen hören.

Vor einiger Zeit beobachtete ich, daß Micky die Wand seines Käfigs mit Speichel benetzte und seine Brust daran riebt. Dies tut er fast täglich. Was hierzu wohl der Grund sein mag? Ich kann es vorläufig nur ahnen, weitere Beobachtungen werden uns aber auch über dieses eigentümliche Verhalten Aufklärung geben.

So befinden sich Max und Moritz sehr wohl und munter. Für Abwechslung in dem eintönigen Alltag wird unsererseits gesorgt. Wir spielen und toben mit ihnen im Zimmer herum, wobei sie uns natürlich durch ihre Kletterkunst weit überlegen sind. Kommt der Abend, so kauern sie sich hintereinander auf ihr Schlafbett, umarmen sich und legen ihre langen Schwänze umeinander. Ein letztes Gähnen, und bald sind sie im Schlaf versunken.

Gepanzerte Kriechtiere

Wer in den heißen Nachmittagsstunden das Gehege der griechischen Landschildkröten aufsucht, wird unter diesen kleinen gepanzerten Kriechtieren eine seltsame Beobachtung machen. Ein Schildkrötenmännchen verfolgt ein Weibchen und stößt mit seinem Panzer wiederholt gegen die Hinterseite des Panzers der weiblichen Schildkröte, so daß laut vernehm-



Wenn die Klammeraffen in Erregung geraten, spitzen sie die Lippen und stoßen keckernde Laute aus

lich ein dumpfer Ton erklingt. Entzieht sich das Weibchen diesen ungestümen Rammstößen ihres Bewerbers, so eilt dieser — wenn man bei Schildkröten überhaupt von eilen sprechen kann — zu einer anderen Schildkrötendame, um bei ihr die gleiche seltsame Handlung vorzunehmen. Meist erfolgt dann kurz darauf die Schildkrötenhochzeit. Offensichtlich sollen diese Rammstöße das Weibchen für die Paarung gefügig machen. Gräbt man in dieser Zeit im sonnendurchwärmten Sande des Geheges, so wird man auf das Gelege der Schildkröten stoßen, denn be-

kanntlich legen Schildkröten Eier, die, wie die Vogeleier, von einer harten Kalkschale, bei den Seeschildkröten jedoch von einer weichen pergamentartigen Haut umgeben sind. Andere Arten stoßen während der Paarungszeit zischende oder pfeifende Laute aus. Das ist zum Beispiel bei den europäischen Sumpfschildkröten der Fall, die erfreulicherweise in unserer Heimat noch vorkommen und sich sogar wieder vermehren. In unserem Zoologischen Garten sind sie zusammen mit Ringelnattern, Kreuzottern, Blindschleichen, Eidechsen und Fröschen in einem großen Freilandterrarium untergebracht. Allerdings muß man schon genau hinschauen, um den schwarzen, mit gelben Tupfen gezeichneten Kopf der Sumpfschildkröte zwischen den Schilfhalmten entdecken zu können. Nur in größeren Abständen taucht sie aus dem Wasser auf, um Luft zu schöpfen.

Die Schildkröten kennen keine Brutpflege. Wenn die Eier abgelegt sind, kümmert sich die Mutter weder um das Gelege noch um die ausgekrochenen Jungen. Das Ausbrüten übernimmt die Sonne. Es ist deshalb auch verständlich, daß ein großer Teil der Schildkrötenkinder von ihren natürlichen Feinden erbeutet und vernichtet wird, wozu in erster Linie auch die Vögel und die Menschen gehören. Das Fleisch und die Eier werden gern verzehrt, und für die Bereitung der Schildkrötensuppe müssen jährlich unzählige Schildkröten ihr Leben lassen. In Südamerika, im Gebiete des Amazonasstromes, streifen die Urwaldindianer zur Zeit der Eiablage der Wasserschildkröten die Ufer der Ströme ab. Sie kennen genau die Plätze und Sandbänke, die von den zur Eiablage ans Land kriechenden Schildkröten bevorzugt werden. Dort stechen sie mit Speeren in den Sand, um die Nester aufzustöbern und auszugraben.

Neben den griechischen Landschildkröten und der europäischen Sumpfschildkröte beherbergt unser Terrarium noch einige andere interessante Schildkrötenarten. Durch ihren überaus langen Hals fällt jedem Besucher die Schlangenhalschildkröte auf. Sie hat nicht die Möglichkeit, den Kopf einzuziehen, sondern muß den langen Hals einschlagen und unter dem Panzer an den Körper anlegen. Das feuchte Element ist ihr ständiger Aufenthaltsort, bewohnt sie doch die Flüsse Australiens und Neuguineas. Wie die meisten Wasserschildkröten ist sie ein Fleischfresser und macht in erster Linie auf Fische und Lurch Jagd.

Die größte Verwunderung jedoch erregen die beiden Riesenschildkröten, auch Sporenschildkröten genannt, deren Heimat das tropischheiße, nördliche Afrika ist. Ihren Namen verdanken sie den großen Sporen, die sie an den Hinterbeinen tragen. Täglich verzehren sie mehrere Krautköpfe, die sie mit ihren scharfen Kiefern förmlich zerschneiden. An Größe werden sie nur noch von Elefantenschildkröten der Insel Galapagos übertroffen, wenn man von den großen Arten der Wasserschildkröten absehen will, die aus Gründen der schwierigen Unterbringung nur selten in den Aquarien der Zoologischen Gärten gezeigt werden. Die Männchen der Galapagoschildkröten stoßen in der Brunstzeit ein lautes, heiseres Brüllen aus, das man nach den Berichten von Reisenden, die diese abgelegene Inselgruppe aufsuchen, über 100 Meter weit hören soll. Ursprünglich waren sie in ihren Heimatgebieten häufig zu finden. Aus alten Aufzeichnungen der Seefahrer geht hervor, daß sie oft zu Hunderten angetroffen und erbeutet wurden. Man nahm sie einfach als lebendes Frischfleisch mit an Bord, um sie während der langen Seereise zu schlachten und zu verzehren. Der Mensch wurde also ihr Hauptfeind, denn andere Feinde kamen

für diese gepanzerten Riesen auf den raubtierarmen Inseln kaum in Frage. Wie zahlreich diese Elefantenschildkröten auf den Galapagosinseln gewesen sein müssen, beweist die Tatsache, daß die Spanier diese Inseln die „Schildkröteninseln“ taufte. Riesen von 200 Kilogramm Gewicht waren unter diesen Schildkröten zu jenen Zeiten keine Seltenheit. Darwin, der im Jahre 1835 auf seiner Weltreise mit dem Segelschiff „Beagle“ auch die Galapagosinseln besuchte, erzählt, daß er zwei Schildkröten traf, die mindestens ein Gewicht von 100 Kilogramm hatten. Darwin berichtet auch von den Schildkrötenstraßen, die zu den Wasserstellen führen, die sich im Inneren der Insel befinden: „An den Quellen bot sich ein merkwürdiges Schauspiel. Viele von den großen Ungeheuern waren zu sehen, einige mit lang ausgestreckten Hälsen, eifrig vorwärts wandernd, andere, die bereits getrunken hatten, zurückkehrend. Wenn die Schildkröte an der Quelle ankommt, taucht sie ihren Kopf tief ins Wasser, ohne auf einen etwaigen Zuschauer Rücksicht zu nehmen, und schluckt begierig, ungefähr zehn große Züge in der Minute nehmend. Die Einwohner sagten, daß jedes Tier drei bis vier Tage in der Nähe des Wassers verweile und dann erst in die Niederung zurückkehre.

Heute sind diese riesigen Vertreter der Schildkröten im Aussterben begriffen. Der Mensch stellt ihnen nach, um aus ihnen Öl zu gewinnen, denn jedes Tier liefert bis zu 11 Liter Öl. Sollte der Mensch nicht lieber manchmal Verzicht leisten, um unserer Erde ein wertvolles Tier zu erhalten?

Alte Tierbücher und neue Forschung

„Wir gehen zu den übrigen Tieren, und zwar zuerst zu den Landtieren, über. Das größte unter ihnen ist der Elefant. Sein Verstand kommt dem des Menschen am nächsten, denn er versteht die Sprache seines Landes, gehorcht den Befehlen, merkt sich die erlernten Verrichtungen und findet Vergnügen an Liebe und Ruhm; ja er ist sogar (was selbst bei den Menschen zu den seltenen Fällen gehört) rechtschaffen, klug und gerecht, erweist den Gestirnen göttliche Ehre und hält Sonne und Mond heilig. Nach dem Berichte einiger Schriftsteller kommen die Elefanten in den Gebirgen Mauritaniens beim Schimmer des Neumondes scharenweise zu einem bestimmten Fluß namens Amilo, wo sie sich feierlich reinigen, Wasser umhersprengen und nach dieser Begrüßung des Gestirns wieder in ihre Wälder zurückkehren, wobei sie die ermüdeten Jungen vor sich hertragen. Sie fordern auch Gewissenhaftigkeit von anderen, denn wenn sie über das Meer gebracht werden sollen, so besteigen sie, wie man glaubt, das Schiff nicht eher, bis der Schiffsführer einen Schwur abgelegt hat, sie wieder zurückzubringen.“

Diese Zeilen schrieb Cajus Plinius Secundus in seiner Naturgeschichte etwa 70 nach Christus. Wenn wir heute in dieser Naturgeschichte blättern, und ich tue es sehr gern, so kann man sich oft eines Lächelns nicht erwehren. Es ist geradezu überraschend, wie Plinius das Tier menschlich, ihm sogar einen gewissen Kult zuschreibt. Jedoch sind derartige Darstellungen des Tieres durchaus nicht auf jene Zeit beschränkt. Noch im Jahre 1773 lesen wir in einer Naturgeschichte folgenden Bericht, der uns beweist, daß die Gedanken des Plinius durchaus noch lebendig waren:

„... Die Alten nannten sie epirische oder albanische Hunde; und Plinius erzählt in dem achten Buche seiner Naturgeschichte von zweyen, die Alexander dem Großen geschenkt worden, deren er den ersten tödten ließ, weil er nicht auf Bären, wilde Schweine und dergleichen angehen wollte, bey dem zweyten aber in einem Kampf mit einem Elephanten lernte, daß es nicht Furcht oder Trägheit, sondern Verachtung war, die jenen gegen geringere Thiere als Löwen und Elephanten unthätig seyn hieß...“ Selbst in der Schaltenbrandtschen Übersetzung von Buffons sämtlichen Werken nach der Klassifikation von Cuvier, die im Jahre 1837 erschienen ist, heißt es vom Elefanten: „... wie er mit dieser wunderwürdigen Kraft auch Muth, Klugheit, Kaltblütigkeit, pünktlichen Gehorsam verpaart; wie er selbst in seinen lebhaften Leidenschaften Mäßigung beibehält; wie er in der Liebe mehr beständig als ungestüm ist; wie er im Zorn seine Freunde nicht mißkennt; wie er stets nur die angreift, die ihn gekränkt haben; wie er am Fleische keinen Geschmack findet und nur von Pflanzen sich ernährend, kein geborener Feind der Thiere ist...“ So wurden in wissenschaftlichen Berichten des vergangenen Jahrhunderts den Tieren Eigenschaften und psychische Qualitäten zuerkannt, die nachzuprüfen sich niemand bemühte.

Es ist also nicht verwunderlich, daß die Tierpsychologie bis in die letzte Zeit hinein den Ruf der Unwissenschaftlichkeit trug. Nein, so ging es auch wahrhaftig nicht weiter, daß man einfach die Eindrücke, die das Tier auf den Menschen machte, wieder auf das Tier zurückprojizierte und dann von der falschen Schlange, vom listigen Fuchs, vom stolzen Hirsch, vom dummen Kamel sprach. Woher aber kam die große Wende in der Betrachtung des Tieres und seiner psychischen Vorgänge?

Gerade in jüngster Zeit ist sehr oft der Name eines Nobelpreisträgers genannt worden, der um seiner physiologischen Arbeiten willen die Anerkennung der Wissenschaft fand: Pawlow. Wir haben von seinen Forschungen über die Ernährungsphysiologie gehört, von seiner Entdeckung der bedingten und der unbedingten Reflexe, selten aber ist seine Bedeutung für die Tierpsychologie (er selbst sprach nur von der Tierphysiologie) hervorgehoben worden. Er hat den Versuch gemacht, die subjektive Betrachtung und Beurteilung tierischen Handelns, die sehr leicht zu Irrtümern und sogar zu reinen Vermenschlichungen führen kann, durch eine weitestgehend objektive abzulösen. Er hat in starkem Maße der Tierpsychologie wissenschaftlich exakte Wege gezeigt.

Pawlow hat mehrmals darauf hingewiesen, daß es doch ziemlich zwecklos und fruchtlos ist, sich irgendwelchen Spekulationen über das Seelenleben der Tiere hinzugeben, zu raten, welche Gefühle wohl das Tier in bestimmten Situationen haben könne, was es empfinde usw. Es sei insofern besonders müßig, als ja das Leid der Menschen gerade darin besteht, daß sehr oft zwei Menschen, die miteinander leben und sich gut zu kennen glauben, sich nicht verstehen, sich nicht in die Situation des anderen versetzen, seine Gefühlswelt erleben können. Wenn es uns aber schon so schwer fällt, den anderen Menschen zu verstehen, der sich durch seine Sprache uns mitteilen kann, um wievielfach schwerer muß es sein, sich in das Tier zu versetzen! Pawlow hat deshalb versucht, das Tier im Laboratorium ohne die Beeinflussung des Menschen zu beobachten, ihm Aufgaben zu stellen und sein Handeln und Reagieren zu messen. Damit beginnt sich die wissenschaftliche Methode in der Tierpsychologie durchzusetzen.

Seppel, der diebische Turmfalke

Jedes Jahr werden dem Dresdner Zoologischen Garten junge Turmfalken gebracht. Meist sind sie aus dem Nest gefallen und wurden von Kindern gefunden. Unserem Raubvogelpfeger Heinz Brandt obliegt die sorgsame Pflege dieser Jungvögel. Er muß ihnen die Mutter ersetzen, sie mit Mäusen, Pferdefleisch, Spatzen und anderen Leckerbissen füttern. Schnell wachsen die kleinen Turmfalken heran und werden durch den ständigen Kontakt mit dem Menschen oft sehr zahm. Vor einigen Tagen entwich beim Öffnen der Tür zur Voliere einer dieser kleinen gefiederten Räuber. Er flog zum nächsten Baum und besah sich, zum erstenmal in seinem Leben, die Welt von hoher Warte aus. Aber er blieb im Gebiete des Zoologischen Gartens, ja meist hielt er sich im Raume der HO-Gaststätte auf. Da er keine Scheu vor den Menschen hat, fliegt er zur Freude vieler Besucher von Tisch zu Tisch. Nur streicheln läßt er sich nicht.

Seinen Ruheplatz hat er auf dem Dach der Gaststätte. Als eines Tages ein Gast sich eine Bockwurst kaufte, geschah das „Ungeheuerliche“. Der ältere Herr setzte den Teller mit der Bockwurst auf einen Gartentisch und wollte sich den Stuhl heranrücken, als Seppel nach Falkenart vom Dach der Gaststätte herabstieß, das Bockwürstchen ergriff und mit dem Würstchen davonflog. Der Gast erstarrte vor Schreck, zumal er den Raub nicht verfolgt hatte, weil er sich in diesem Augenblick um seinen Stuhl bemühte. Nur das herzliche Lachen der vielen anderen Besucher, die den Vorgang beobachtet hatten, gab ihm Aufklärung darüber, daß seine Wurst in den Fängen eines Raubvogels durch die Luft verschwunden war. Aber damit nicht genug. Es mochte kaum eine Viertelstunde vergangen sein, als Seppel, der Turmfalke, wieder herangeflogen kam und in schnittigem Flug zur Speisenausgabe hinein in das Innere der Küche segelte. Ein Aufschrei der Köchin gab mir die traurige Gewißheit, daß Seppel einen neuen Raubüberfall gestartet hatte. Ehe ich es jedoch verhindern konnte — ich stand etwa zwei Meter von der Speisenausgabe entfernt —, kam Seppel wieder aus der Küche herausgeflogen und trug ein kleines Bündel Sauerkraut mit sich fort. Jetzt allerdings lachte alles Tränen. Zuerst eine Bockwurst und dann noch Sauerkraut, nein, das ist wahrhaftig ein seltsamer Speisezettel für Turmfalken. Um in Zukunft weitere Diebstähle zu verhindern, wird Seppel von uns täglich mehrmals in Freiheit gefüttert, damit er satt wird und seine Raubgelüste nicht aufkommen können. Aber nicht jedes Tier, das von früher Kindheit an vom Menschen aufgezogen wird, bleibt „zahm“ in dem Sinne, daß es seinen menschlichen Pflegeeltern nichts zuleide tut. Es sei an dieser Stelle besonders vor Rehböcken gewarnt. Es kommt nicht selten vor, daß zur Setzzeit der Rehe bei einem Spaziergang durch den Wald Rehkitze angetroffen werden. Meist glauben die Leute, daß die Tiere von ihrer Mutter verlassen worden sind, und nehmen sie mit nach Haus, um sie mit der Milchflasche aufzuziehen. Durch diese liebevolle Pflege schließen sich die Rehe eng an den Menschen an, der für sie zum Artgenossen wird. Soweit mag auch alles gutgehen, aber wenn diese zahmen Rehböcke zum erstenmal in die Brunst kommen, dann wandelt sich plötzlich ihr Wesen. Konnte man bisher ohne Gefahr mit ihnen im Garten umhertollen, so muß man jetzt sehr auf der Hut sein, nicht von ihnen angegriffen zu werden. Das ist nicht verwunderlich, denn in der Brunstzeit wird eben der gleichgeschlechtliche Artgenosse als Rivale



*Der Gänsegeier
gehört zu den größten Raubvögeln,
die im Gebiet der Alpen vorkommen.
Heute ist er sehr zurückgedrängt
und ist nur noch
in südlicheren Ländern häufig*

empfunden und bekämpft. Scheinbar ruhig naht sich der Rehbock seinem menschlichen Spielgefährten. Den Kopf hochgestellt, mit steifen Bewegungen kommt er heran, und plötzlich senkt er das Geweih. Im nächsten Augenblick ist er auch schon heran und versucht die spitzen Stangen seinem überraschten Pfleger in den Leib zu stoßen. Oft endet dieser Angriff mit schweren Verletzungen. Rehböcke sind also kein Kinderspielzeug.

In den ersten Jahren des Wiederaufbaues unseres Zoologischen Gartens wurden mir des öfteren Adressen von Bauern genannt, die ein Rehböckchen besaßen. Wenn ich aber dieses Tier für den Zoo erwerben wollte, so wurde mir meist als Antwort gegeben, daß das Böckchen ein wunderschönes Spielzeug für die Kinder sei, und man wollte sich keinesfalls von ihm trennen. Meine Warnung wurde verlacht, und häufig wurde ich belächelt, wenn ich ihnen prophezeite, daß man vielleicht schon im nächsten Jahr uns bitten würde, das „Spielzeug“ abzunehmen. Und so kam es auch. Entweder erhielten wir einen Brief, daß der Reh-

bock verkauft würde, oder ich erfuhr, daß man ihn erschießen mußte, weil er die Kinder angegriffen und oft sogar schwer verletzt hatte. Auch das Freilassen des Tieres bedeutet keine Lösung dieses Problems, denn genauso wie Seppl, der Turmfalke, hält sich der Rehbock meist im Gebiete seiner Kindheit auf und gefährdet dann auch andere Menschen, wenn sie in seine Nähe kommen.

Dagegen ist Seppl natürlich ein harmloser Geselle. Bis auf den Diebstahl von Bockwürsten tut er niemandem etwas zuleide. Auch andere Tiere kann man frei und ohne jede Absperrung halten, wenn sie den Zoo als ihr Standrevier auserkoren haben. Das gilt insbesondere für die Pfauen, die zu den standorttreuen Vögeln gehören. Den ganzen Tag stolzieren sie frei umher und übernachten hoch oben auf einem Baum im benachbarten Großen Garten, nahe dem Zaun, der den Zoo abgrenzt. Seppl allerdings mußte in den letzten Tagen seine erste Bekanntschaft mit dem Wasser machen, das ihm bis dahin noch fremd war. Er fiel in den Seelöwenteich und wurde pudelnaß wieder herausgefischt. In der warmen Sonne trocknete er bald und hütet sich nun vor dem trügerischen Teich.

Dies und das vom Känguruh

Am 1. Januar 1953 konnten wir mit großer Freude feststellen, daß sich in dem Beutel unseres Bergkänguruhs ein Junges befindet. Wenige Wochen später schaute das Känguruhkind aus dem Beutel heraus, und bald wagte es auch zum erstenmal in die große Welt hineinzuhüpfen, um allerdings sehr bald wieder in den warmen Beutel der Mutter zurückzukehren. Seit dieser Zeit sind viele Monate vergangen. Das Känguruhkind ist in dieser Zeit sehr schnell gewachsen und steht an Körpergröße heute seiner Mutter kaum nach. Aber es wird noch kräftiger und größer werden, denn es ist männlichen Geschlechts, und auch bei den Bergkänguruhs ist der Känguruhmann kräftiger als das Weibchen. In den Beutel der Mutter paßt es natürlich längst nicht mehr hinein.

Was aber geschieht eigentlich mit dem Känguruhkind nach der Geburt? Diese Frage wird mir sehr häufig von den Besuchern des Zoologischen Gartens gestellt, und sie ist bestimmt auch von allgemeinem Interesse. Das Känguruhkind kommt wie jedes Beuteltier als eine natürliche Frühgeburt zur Welt. Es ist nackt, unentwickelt und wenige Zentimeter lang. Ohne seine Mutter wäre es völlig unfähig zu existieren. Die Mutter erfäßt diesen etwa zwei Zentimeter langen Embryo mit den Lippen und befördert ihn in den Beutel hinein. Es ist auch beobachtet worden, daß sie von der Geburtsöffnung bis zur Beutelöffnung eine Schleimbahn leckt, auf der das unfertige Känguruhkind zum Beutel kriecht. Im warmen mütterlichen Beutel ergreift das kleine Känguruh eine Zitze mit dem Mund. Bald verwachsen die Mundränder so, daß sich der Säugling von dem Milchquell nicht mehr lösen kann. Die Zitze wiederum schwillt im Mund des Känguruhkindes an, es entsteht also eine Verbindung zwischen dem Muttertier und dem hilflosen Jungen, die man mit einem Druckknopf vergleichen könnte. Das Känguruhkind würde aber ersticken müssen, wenn sich nicht gleichzeitig der Kehlkopf heben und in die innere Nasenöffnung einschieben würde. So paßt sich der Keimling an das Leben im Beutel der Mutter an. Zu einem selbständigen Saugen ist er aber nicht fähig. Viel-



Aus dem Beutel der Bergkänguruh-Mutter schaut das Känguruhkind heraus. Noch wagt es sich nicht, den Beutel zu verlassen

mehr wird die Milch durch einen Muskel, der die Milchdrüsen zusammenpreßt, in das Beuteljunge hineingespritzt. Wenn das Junge eine bestimmte Größe erreicht hat, lösen sich die Mundränder voneinander, der Kehlkopf nimmt wieder seine normale Lage ein, und das Junge saugt jetzt selbstständig. Etwa sechs Monate nach der Geburt schaut das kleine Känguruh zum erstenmal aus dem Beutel, und dann vergehen immer noch sieben Wochen, ehe es ihn zum erstenmal verläßt.

Vielen Besuchern des Dresdner Zoologischen Gartens werden aus früheren Zeiten die Känguruhboxkämpfe noch in Erinnerung sein. Känguruh und Wärtter fochten einen Faustkampf aus. Dabei stand das Känguruh auf seinen langen Hinterbeinen, stützte sich auf den starken Schwanz und schlug mit den Vorderfüßen nach seinem Gegner im Ring. Diese Art der Verteidigung und des Kampfes ist auch zwischen den kämpfenden Känguruhrivalen üblich. Allerdings muß immer mit einem Tiefschlag gerechnet werden, denn oft stützt sich das Känguruh nur auf den Schwanz und schlägt blitzschnell mit den Hinterfüßen nach dem Leib des Gegners. Diese Hinterbeine enden in einem langen Nagel, mit dem das Känguruh seinem Gegner gefährliche Verletzungen beibringen kann. Deshalb war der boxende Wärtter auch stets durch eine dicke Lederschürze geschützt.

Auch unsere Bergkänguruhs geraten mitunter in Zank und Streit, besonders wenn ihre Nachbarn, die Zebras, sie ärgern. Der Zebrahengst ist zwar keineswegs böseartig, aber er kann es nun mal nicht leiden, daß Mensch oder Tier zu nahe an das Gitter treten. Dann kommt er herangaloppiert, senkt den Kopf zum Boden, dreht sich blitzschnell um und keilt mit den Hinterhufen aus. Das tut er auch gegenüber seinen friedlichen Nachbarn, den Känguruhs, die sich darüber sehr aufregen. Die Känguruhmutter stellt sich auf die Hinterbeine und zittert vor Erregung mit dem Kopf, wobei sie leise keckernde Laute ausstößt. Schließlich aber gibt der Klügere nach, sie dreht sich um und springt elegant durch das Gehege, um sich an einem ruhigen Ort in der Sonne niederzulegen. Das Junge hopst hinter ihr her. Es dürfte den wenigsten Tierfreunden bekannt sein, daß im Ausgang des vergangenen Jahrhunderts der Versuch gemacht worden ist, Känguruhs in Deutschland einzubürgern. Im Jahre 1887 wurden in einem 500 Hektar großen Waldstück in der Nähe von Herzheim fünf Känguruhs ausgesetzt. Diese Bennett-Känguruhs gehören zu den härtesten Arten und bewiesen dies auch, indem sie alle gut über den Winter — der



*In der warmen Mittagssonne
der letzten Herbsttage
läßt es sich gut schlafen.
Ein Riesenkänguruh hält Siesta*

Temperaturen bis zu minus 22 Grad aufwies — kamen. Auch vermehrten sich die Tiere so, daß der Bestand bald wuchs. Leider wurde dieser interessante Versuch durch eine Bande von Wilddieben zunichte gemacht. Sie lauerten den Känguruhs auf, schossen sie ab und verzehrten die Tiere. Nur wenige entgingen den Wilddieben. Ein Känguruh hatte sogar seinen Aufenthalt in den Wald von Brombach verlegt, mußte also eine Strecke von über hundert Kilometern gewandert sein. Ein zweiter Versuch, Känguruhs bei uns einzubürgern, wurde 1897 in der Niederlausitz unternommen. Aber auch diese Känguruhs sind Jägern, Wilddieben und Raubtieren zum Opfer gefallen.

Ausreißer

Als vor einigen Wochen unsere Seelöwen sich auf eine kleine Wanderung durch den Großen Garten begaben, hat wohl jeder, der von diesem Fluchtversuch aus der Tagespresse erfuhr, sich gefragt, wie es den Seelöwen gelungen ist, aus ihrem Gehege zu entweichen. Niemand hätte diesen ausgesprochenen Meerestieren zugetraut, daß sie die Felsgruppe, die das Gehege abgrenzt, überklettern können. Aber bereits am nächsten Morgen führten sie es uns vor. Zuerst kletterte das Weibchen über die Felsgruppe, ihm folgte das männliche Tier. Auf der anderen Seite des Felspanoramas erreichten sie, von Steinquader zu Steinquader springend, dann wieder auf dem Bauch rutschend, den ebenen Boden. Ihre Geschicklichkeit im Klettern war von uns also erheblich unterschätzt worden.

Auch der Mensch ist im Augenblick der Gefahr zu körperlichen Leistungen befähigt, die er im Normalfall, selbst unter Aufbietung all seiner Kräfte nie erreichen würde. Eines Tages brach im Dresdner Zoologischen Garten ein Malaienbär aus. Dieser Bär stand in dem schlechten Ruf, besonders angriffslustig zu sein. Bei seinem Spaziergang durch den Garten kam er auch in die Nähe des Rinderreviers, wo er, um die Ecke einer Hütte biegend, plötzlich dem dort beschäftigten Tierpfleger gegenüberstand. Der Wärter war zu Tode erschrocken. Bevor jedoch der Bär zum Angriff übergehen konnte, sprang der Tierpfleger, ohne Anlauf zu nehmen, auf das Dach seiner Büffelhütte. Er ist später von seinen Kollegen des öfteren aufgefordert worden, diese Meisterleistung zu wiederholen, aber so sehr er sich auch bemühte, ist es ihm nie wieder gelungen.

Wenn der Laie von dem Ausbruch eines Wildtieres hört, dann stellt er sich meist schwerverletzte Menschen und blutdürstige Raubtiere vor, die sich auf die wehrlosen Besucher stürzen. Das aber entspricht keineswegs den Tatsachen. Es ist sehr fraglich, wer durch den Ausbruch eines Löwen mehr in Angst versetzt wird, der Besucher oder der Löwe selbst. Auch die Raubkatze ist durch die neue Umwelt, durch die vielen neuen Eindrücke verwirrt und sucht ängstlich nach einem Unterschlupf. Dafür gibt es zahlreiche Beispiele. In den Vorkriegsjahren gelangte eine Löwin durch die Nachlässigkeit eines Wärters, der die Käfigtür nicht richtig verschlossen hatte, in den Zuschauerraum des Raubtierhauses und von dort durch die offenstehende Tür ins Freie. Dort stand sie einen Augenblick still. Ein etwa dreijähriges Kind erblickte die Löwin und rannte mit den Worten „Liebe Mieze streicheln“ auf die Löwin zu. Diese jedoch floh vor dem Kind und verkroch sich in einem Keller, wo sie leicht wieder eingefangen werden konnte.

Die meisten Ausbrüche von Zootieren lassen sich durch irgendeine Unbedachtsamkeit erklären. Mitunter können natürlich auch Zwischenfälle eintreten, die niemand voraussehen konnte. Als in früheren Jahren ein Rhesusaffe ausgerissen war, kletterte er auch auf die Bärenburg und an einem Drahtseil in das Innere des Bärenkäfigs hinein. Der Bär jedoch war an dem seltsamen Gast so stark interessiert, daß er zur Überraschung der Tierpfleger, die den Affen verfolgt hatten, zum Seiltänzer wurde. Er lief das schräggespannte Drahtseil hinauf. Der Affe floh. Oben, am Mauertrand angelangt, wollte der Bär sich gerade über die Mauer ziehen, als im rechten Moment ein Wärter herbeisprang und dem Bären einen Schlag versetzte, daß er wieder in sein Gehege zurückfiel. Es muß dabei betont werden, daß es sich dabei keinesfalls um einen dressierten Bären handelte. Daß sich ausgesprochene Zootiere, deren natürliche Heimat tropische Länder sind, auch in unseren Klimabereichen lange Zeit halten und selbst ernähren können, beweist die Schilderung des Schicksals eines aus dem Züricher Zoo entflohenen schwarzen Pantherweibchens. Am 11. Oktober war es dem Panther gelungen, durch eine Bruchstelle des Gitters ins Freie zu gelangen. Zehn Wochen später, also mitten im kalten Dezember, entdeckte ein Bergbauer das Tier in einem Heustadel. Er schoß den Panther nieder und verspeiste ihn. In der Zwischenzeit jagte in den Schweizer Zeitungen eine Meldung die andere. Jeder wollte den Panther gesichtet oder seine Spuren entdeckt haben. Wahrscheinlich hat der Panther sich durch Rehe und anderes Wild ernährt. Überreste seiner Mahlzeit sind auch gefunden worden. Menschen hat er nie angegriffen. Bei der Schilderung dieses Ereignisses könnte mancher Dresdner befürchten, daß er vielleicht eines Tages in der Heide einem Löwen oder Tiger begegnet, der am 13. Februar entkommen ist. Es sei jedoch hier ausdrücklich festgestellt, daß sämtliche Raubtiere während des Angriffs erschossen wurden. Allerdings besteht die Möglichkeit, daß Raubvögel, wie etwa Schmutzgeier, Rabengeier und andere gefiederte Räuber noch heute sich in Dresdens Umgebung aufhalten. Immer wieder berichten mir Bergsteiger, daß sie in der Sächsischen Schweiz große Vögel gesehen haben, die sie für Adler oder Geier hielten. Auch wurde in den letzten Tagen wiederholt ein Raubvogel über Dresden beobachtet, dessen Flugbild ebenfalls nicht zu irgendeinem unserer einheimischen Raubvögel paßt. Aber keine Angst. Diese Vögel sind harmlos und die Geschichten von kinderraubenden Adlern sind längst als Märchen entlarvt worden.

Altern und Tod der Zootiere

Vor wenigen Tagen ist wohl der älteste Insasse unseres Zoologischen Gartens, der Baribal, auch Schwarzbär genannt, in den Armen seines Tierpflegers gestorben. Wahrhaftig in den Armen seines Tierpflegers. Schon längere Zeit war mit dem Ableben dieses Tieres gerechnet worden, hatte er doch bereits ein erhebliches Lebensalter von mindestens 30 bis 35 Jahren erreicht und litt seit einigen Wochen an Appetitlosigkeit. Von jeher hatte unser „Schwarzer“, wie er von der Zoobelegschaft genannt wurde, den größten Teil des Jahres verschlafen. Eines Tages bemerkte der Wärter, daß sich der „Schwarze“ müde und schwach in eine dunkle Ecke seines Innenkäfigs schleppte, nachdem er wenige Minuten vorher noch ohne

jedes Anzeichen einer Krankheit in aller Ruhe und, soweit man das von einem derartig alten Tier noch behaupten kann, körperlicher Frische seine Mahlzeit verspeist hatte. Der Wärter öffnete den Käfig und folgte seinem Bären in den Nachtkäfig, wo er den „Schwarzen“ am Boden liegend vorfand. Er nahm den schweren Bärenkopf auf seinen Schoß und erwartete den Tod seines Schwarzen, der sich schon immer als ein besonders zahmes und gutmütiges Tier ausgezeichnet hatte. Als wir den toten Bären untersuchten, ergab sich, daß verschiedene Zähne bis zum Zahnfleisch herab abgekaut waren. In freier Wildbahn, wo besonders die Raubtiere gezwungen sind, oft unter erheblichen Schwierigkeiten und körperlichen Anstrengungen ihre Nahrung zu erwerben, hätte der Baribal keineswegs ein derartig hohes Alter erreicht. Und das gilt nicht nur für Bären, sondern auch für die meisten anderen Zootiere. Das Durchschnittsalter der in Gefangenschaft gehaltenen Wildtiere liegt bedeutend höher als das der in freier Wildbahn lebenden.

Allerdings sind die Alterszahlen, die im Brehm, in Lehrbüchern und Lexika zu finden sind, mit größter Vorsicht zu genießen. So findet man oft als Alter für Elefanten 150 bis 200 Jahre angegeben. Diese Zahl entspricht keineswegs den Tatsachen, Das Durchschnittsalter dieses Riesen der Tierwelt beträgt 40 bis 45 Jahre und das bisher beobachtete Höchstalter liegt bei 65 Jahren. Die unwahrscheinlichsten Alterszahlen werden jedoch bei den Reptilien angegeben. 150 bis 300 Jahre, so kann man nicht selten lesen, sollen Krokodile und Schildkröten alt werden. Wie kommt es eigentlich zu diesen Phantasiezahlen? Bekanntlicherwise gehören die Reptilien zu den wechselwarmen Tieren, das heißt, ihre Körpertemperatur steigt und sinkt mit der Temperatur ihrer Umwelt. Gleichzeitig steigt und sinkt aber auch ihre Vitalität und ihre Freudigkeit, Futter aufzunehmen. Wir haben im vergangenen Jahr drei kleine Panzerechsen, Kaimane, erhalten. Ihr monatliches Wachstum bei einer ständigen Umwelttemperatur von 25 Grad Celsius betrug 4 bis 5 Zentimeter. Hält man jedoch die Tiere bei 16 bis 18 Grad Celsius, so wachsen sie nur wenige Millimeter im Monat. Das war besonders in früheren Zeiten der Fall. Man hielt die wärmebedürftigen Vertreter der exotischen Tierwelt meist viel zu kühl. Auf Grund des unnormal langsamen und nur geringen Wachstums wurde dann das Alter der in ausgewachsenem Zustand in Gefangenschaft gelangten Tiere viel zu hoch geschätzt.

Nicht selten wird auch Krankheit und Tod der Zootiere durch den Zoo-besucher ungewollt und aus falschem Mitleid hervorgerufen. Viele Gäste unseres Tiergartens bereiten sich durch intensives Sammeln von Lebensmittelresten oft schon Wochen vorher auf den Zoobesuch vor. In der Zwischenzeit wird das gesammelte Brot nicht nur steinhart, sondern es verschimmelt auch. Am nächsten Tag hat der Tierarzt alle Hände voll zu tun, die überfütterten und durch verdorbene Lebensmittel erkrankten Tiere zu kurieren. Schwere Verdauungsstörungen sind fast nach jedem stark besuchten Sonntag an der Tagesordnung. Aber wie gesagt, das Mitleid mit den Zootieren ist unberechtigt. Erstens sind die Tiere nicht hungrig, sondern bekommen alle genügend und gutes Futter, denn die Schwierigkeiten der Futterbeschaffung, wie sie in den ersten Nachkriegsjahren bestanden, sind längst vorbei, und zweitens muß das Betteln der Tiere durchaus nicht auf Hunger begründet sein. Es gibt nämlich viele Tiere, die wahrhaftig nicht wissen, wann sie satt sind, und weit über das



Der Schwarzbär oder Baribal war ein uralter Geselle. Er starb in den Armen seines Tierpflegers

notwendige Maß in sich hineinfressen. Vor allem aber muß immer wieder festgestellt werden, daß Lebensmittel, die für den menschlichen Genuß nicht mehr tauglich sind, auch für Tiere ungenießbar sind. Wie aber steht es mit den Infektionskrankheiten? Tbc ist in den letzten Jahren im Dresdner Zoologischen Garten nur bei einem Puma festgestellt worden, der aus diesem Grund auch erschossen werden mußte. Affen erkrankten in früheren Zeiten häufig an Tuberkulose. Allerdings war dies auf eine falsche Haltung dieser Tiere zurückzuführen. Man glaubte, daß diese Tropentiere nur an besonders warmen Tagen in die Freigehege hinausgelassen werden dürften, da sich sonst Erkältungen einstellen könnten. Bald jedoch erkannte man, daß die Abhärtung oder besser gesagt die Akklimatisierung richtiger ist als gutgeheizte Räume, und die gesunden Rhesusaffen des Dresdner Zoologischen Gartens, die auch im Winter im Freien gehalten werden und keine geheizten Innenräume kennen, beweisen die prinzipielle Richtigkeit dieser Theorie.

Wollen wir aber schließlich auch beachten, daß Geburt und Tod das Auf und Ab im Tierbestand eines Zoologischen Gartens natürlicherweise bilden müssen, daß es aber das Bestreben eines jeden Zoos sein wird, die Tierhaltung auf den fortschrittlichsten Erkenntnissen aufzubauen und damit seinen Zöglingen nicht nur ein langes, sondern auch angenehmes Leben zu geben.

Erklärungen zu den Bildern

- Titelseite In Afrika ist mehrfach der Versuch unternommen worden, Zebras zu Haustieren zu machen. Man wollte damit ein Reit- und Zugtier schaffen, das der gefährlichen Naganaseuche widersteht.
- Seite 5 Die meisten Antilopenarten sind in den Steppen Afrikas zu finden. Unser Bild zeigt Oryxantilopen.
- Seite 6 So wie diese Park-Steppenrind-Mutter, fressen die meisten Tiere unmittelbar nach der Geburt die Fruchtblase und oft sogar die Nachgeburt auf.
- Seite 10 Im Dresdner Zoologischen Garten ist vor dem letzten Weltkrieg mehrfach der Versuch unternommen worden, den afrikanischen Elefanten mit dem indischen zu kreuzen. Leider blieb jedoch die „Ehe“ kinderlos.
- Seite 13 Die künstliche Aufzucht von Jungtieren gehört zu den schönsten Arbeiten, die ein Tierpfleger zu verrichten hat. Mit dem Jahre 1954 ist der Tierpfleger-Beruf als Lehrberuf anerkannt worden.
- Seite 14 Noch heute lebt in Indien der wilde Stammvater des Wasserbüffels und noch heute werden von den Eingeborenen diese Wildbüffel domestiziert. Das weiße Abzeichen auf der Stirn zeigt, daß unser „Bubi“, wie der Wasserbüffel im Dresdner Zoo genannt wurde, ein Haustier ist.
- Seite 15 Jedes Jahr bringt die Hirschkuh im Dresdner Zoo ein Hirschkalb zur Welt. Auf dem Rücken des Hirschkalbchens sind deutlich die weißen Flecken des Jugendkleides zu erkennen.
- Seite 19 Die Klammeraffen gehören zu den Neuweltaffen, die wegen ihrer breiten Nasenscheidewand auch Breitnasen-Affen genannt werden.
- Seite 24 Der lange, mit kleinen Federn besetzte Hals gestattet es dem Gänsegeier, weit in das Innere der Leibeshöhle des Tierkadavers einzudringen.
- Seite 26 Die meisten Beuteltiere sind auf Australien und Tasmanien beheimatet. Sie bringen alle natürliche Frühgeburten zur Welt, die in einer Hautfalte, die sich am Bauch des Muttertieres befindet, eine warme Unterkunft für die erste Zeit nach der Geburt erhalten.
- Seite 27 Kopf des Riesenänguruhs.
- Seite 31 Der Baribal, auch Schwarzbär genannt, ist in Nordamerika beheimatet.
- Rückseite Moritz, das Braunbärenkind. Nur in der Nacht ist er eingesperrt. Tagsüber darf er mit seinem Tierpfleger durch den Zoo spazieren gehen.

